

Raffaella Romagnolo  
Das Flirren der Dinge

ROMAN

Aus dem Italienischen von  
Maja Pflug

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2021 bei Mondadori, Mailand,  
unter dem Titel ›Di luce propria‹  
Copyright © 2021 First published in Italy by Mondadori  
This edition published in arrangement with Grandi & Associati  
Die deutsche Übersetzung des Mottos von Roland Barthes stammt  
von Dietrich Leube: *Die belle Kammer. Bemerkung zur Photographie*,  
Suhrkamp, Frankfurt 1989  
Die deutsche Übersetzung des Gedichtes *Prati* von Antonia Pozzi  
(Mailand 1931) besorgte Maja Pflug  
Covermotiv: Gemälde von Christian Berard,  
›Portrait of a Youth‹, oil on canvas  
Foto Copyright © Gordon Robertson Photography  
Archive / Bridgeman Images

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

*Für Ro*

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 2022  
Diogenes Verlag AG Zürich  
www.diogenes.ch  
120/22/44/1  
ISBN 978 3 257 07196 2

Vielleicht ist das Leben wirklich  
wie du es entdeckst in jungen Tagen:  
ein ewiger Hauch, der  
von Himmel zu Himmel  
wer weiß welche Höhe sucht.

Doch wir sind wie das Gras auf den Wiesen  
das den Wind über sich hinstreichen fühlt  
und überall singt im Wind  
und immer lebt im Wind,  
aber nie genug wachsen kann  
um diesen höchsten Flug aufzuhalten  
oder von der Erde aufzuspringen  
um sich in ihm zu ertränken.

*Antonia Pozzi, Wiesen*



All die jungen Photographen, die durch die Welt hasten, weil sie sich dem Aktualitätenfang verschrieben haben, wissen nicht, dass sie Agenten des Todes sind.

*Roland Barthes*

*Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie*

You press the button, we do the rest.  
*Werbespruch der KODAK Nr. 1 (1889)*



Viele Jahre nach dem Aprilmorgen, an dem alles begann, dachte der Fotograf Antonio Casagrande, als er sich, wie schon so oft, unerwartet mit dem Tod konfrontiert sah, dass das Leben immer unscharf ist.

Der Sonnenaufgang war genau wie der von damals, als ihn als Junge der unbändige Wunsch packte, ein Mann zu sein, und ihn nicht mehr losließ: klare Luft, schräg zwischen den Ästen einfallendes Licht, schwellende Knospen, prall, zum Aufplatzen bereit.

Zuerst verwirrte ihn der flammende Himmel, der so blutrot leuchtete wie ein Sonnenuntergang. Doch als dann unverzüglich die Helle des Tages triumphierte, tat Antonio Casagrande das, was er noch nie versäumt hatte, seit sein Meister ihm die rudimentären Anfangsgründe der Kunst beigebracht hatte: Schatten, Farben, Tiefe der Aufnahme und Kontrast messen. Aber das gewohnte, herrliche Gefühl von Kontrolle über die Schöpfung war nicht von Dauer. Was wichtig ist, sagte er sich in einer blitzartigen, hellseherischen Eingebung, was wirklich zählt, ist immer verschwommen.

Freitag, 26. April 1867,  
zwischen Genua und Borgo di Dentro

**I**n den ruhmreichen Tagen des feuchten Kollodiums, als man die Geschicklichkeit eines Illusionisten brauchte, um Abzüge von einem Glasnegativ zu machen, erkannte man nichtsnutzige Stümper sofort an den verwischten Ecken. Gespenstische Schatten, geheimnisvolle Nebel waberten um Brustbilder und Ganzkörperaufnahmen. Auf Pappe aufgezogen, um Kräuselungen zu vermeiden, wurden die Fotografien in mit Goldbuchstaben bedruckten Etais oder in schweren, ledergebundenen Alben verwahrt oder gut sichtbar in kostbaren Rahmen aufgestellt, als handle es sich um Ölgemälde. Die Mischung aus Salz, Silbernitrat und Eiweiß, mit der das Fotopapier getränkt war, zersetzte sich rasch, und die Bilder nahmen eine wässrige, gelbliche Färbung an. Der Kunde war es dennoch zufrieden, da er ja sein Äußeres noch nie gesehen hatte, außer flüchtig im Spiegel.

Diese von Gespenstern heimgesuchten Porträts, diese Gruppenbilder von Familien, von Geistern belagert wie das Tischchen einer Hellseherin, waren eine Neuigkeit und große Mode, als Antonio Casagrande geboren wurde. Höchstwahrscheinlich in der Nähe des Hafens von Genua, vielleicht zwischen Sottoripa und Porta Soprana. Den ge-

nauen Ort kennt man nicht, weder die Straße, noch das Haus, den Hinterhof oder die Straßenecke, nur Tag, Monat und Jahr: 13. Juni 1855. So zumindest die Kartei des Ospedale Maggiore, genannt Pammatone, Abteilung Findelkinder.

Es war nicht möglich, in den Spalten »Vater« und »Mutter« anzugeben, welche Lenden ihn gezeugt und welcher Schoß ihn empfangen hatten. Beim Klingeln des Glöckchens, das einen Neuzugang ankündigte, setzte der Pförtner den Hebel des Rads in Gang und fand ein vor Schrecken graues Neugeborenes vor. Sofort fiel ihm das ins Nichts starrende Auge auf, die milchige Pupille, dann die hastig verknotete Nabelschnur, ein Zeichen für wenig Erfahrung, und zuletzt der raue, mit Blut und Fruchtwasser getränkte Stofffetzen, der den kleinen Körper vor dem nackten Holz schützte. »Genueser Tuch« hieß dieser Stoff gewöhnlich. In Amerika »Jeans«. Zeug für Schiffsjungen, Maschinisten oder Hafearbeiter. Sonst nichts. Keine zwei Zeilen zur Begleitung, kein Medaillon, keine Brillantbrosche, weder ein Band mit Monogramm noch sonst irgendein Zeichen, das dem Neugeborenen – wie in den Romanen, die unter den Bogengängen hinter dem Pammatone an Ständen verkauft wurden – nach sechshundert Seiten ein reiches, glückliches Schicksal verheißen hätte. Nicht einmal ein Korb oder eine kleine Steppdecke. Auch deshalb blieb Antonio Casagrande nichts außer einem unbesiegbaren Gefühl von Leere im Rücken, einem leichten Schwindel, wie bei jemandem, der um Haaresbreite den Griff verfehlt, dazu die Antwort auf die schwierigste Frage: Wer bin ich eigentlich?

Zweifellos quält ihn diese Frage nicht beim Sonnen-

aufgang am Freitag, 26. April 1867. Es fehlen noch wenige Wochen bis zu seinem zwölften Geburtstag, und Antonio Casagrande verliert sich nicht in komplizierten Grübeleien. Auch verschwendet er keinen Gedanken auf das, was das Leben ihm gerade geschenkt hat. Endlich Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt zu haben, zum Beispiel. Oder die Tatsache, dass er seit einigen Monaten nicht mehr mit vor Hunger knurrendem Magen zu Bett geht. Oder vor allem die Mission, den aufregenden Grund – *historisch!*, donnert der Meister –, aus dem sie die Reise angetreten haben.

Nichts von alledem beschäftigt seinen Geist: nur der warme, starke und aromatische Strahl, der aus den Eingeweiden des Mannes hervorsprudelt. Der überschwemmt seine Gedanken, verstört ihn, weckt seinen Neid. Wenn er zu Neid fähig wäre mit seinem spitzen Gesichtchen eines wachsamen, kleinen Tiers, den dünnen Armen dessen, der gerade noch an der Abteilung für rachitische Kinder vorbeigeschrammt ist, den Beinen, die knotigen Stecken gleichen in den zu weiten Hosen.

Wenn es Neid wäre, würde der Junge den Blick abwenden. Stattdessen genießt er das Schauspiel. Im Geist registriert er das Prasseln, wenn scharfe Spritzer den silbrigen Film auf den Steinen treffen, die der Meister am Abend zuvor um das Feuer angeordnet hat und die sich erwärmt haben, während sie beide auf dem Pritschenwagen schliefen.

Er würde ihn gern einholen, den Meister, es ihm gleich tun, das ist es. In ein paar Jahren vielleicht, wer weiß. Wird er auch einen so kräftigen Strahl haben? Einen unaufhaltbaren Strom? Eine so herrliche Pisse? Das wünscht er sich mehr als alle anderen Schätze, die der Mann sonst noch bei

sich hat, mehr als die mit Arabesken bestickte Weste, mehr als die glänzende Messingtrompete. Mehr als den Rauschbart, der den Meister schon von Weitem ankündigt, struppig wie das Fell eines wilden Tiers: *Platz da, ich komme, hier bin ich.*

Zwar ist der Bart für Antonio eine fixe Idee, er sehnt ihn herbei, doch bisher nichts, eine Pfrsichhaut. Nur verkrusteter Rotz unter der Nase und der L-förmige Schmiss auf der linken Backe, unter der Binde, die sein blindes Auge schützt.

»Leck mich am Arsch, Michele«, denkt er jedes Mal, wenn seine Fingerkuppen die Narbe ertasten, die das kleine Klappmesser hinterlassen hat. Michele Casagrande, Jahrgang 1855, wie Antonio. Sie heißen alle Casagrande, die Bankerte aus dem Pammatone. Oder Dellacasa oder Dellacà oder Diotallevi. Sie teilten dasselbe Stockbett – Michele oben, er unten –, bis der Gefährte schließlich einen Strohsack in der Hütte eines Viehhirten auf den Höhen fand. Mit dem Messer war er flink wie ein Maler mit dem Stift. Er verwahrte es unter der Matratze, zusammen mit seinem restlichen Arsenal: einer Schleuder, fünf eisernen Murmeln, einer Handvoll spitzer Steine und einem Schlagring, den er aus Seilresten angefertigt hatte, Knoten für Knoten. Ein Meisterwerk der Grausamkeit.

Antonio gab es zu der Zeit, als er im Pammatone lebte, nur einen, nur ihn, eingetroffen am Tag des Schutzheiligen der Kinder und der Prostituierten. Diesem Beruf ging vermutlich auch die Frau nach, die an selbigem 13. Juni 1855 zwischen Sottoripa und Porta Soprana niedergekommen war. Jung wahrscheinlich, vielleicht sogar Erstgebärende, in

Anbetracht der ungeschickt verknoteten Nabelschnur, die nun als Nabel wie eine Kichererbse auf seinem Bauch balancierte. Jung und wahrscheinlich allein. Vielleicht Waise, vielleicht ebenfalls im Pammatone aufgewachsen, eine der zahllosen Zeilen in den Registern vor der von Antonio Casagrande. Nicht alle kleinen Waisenmädchen sind ja als Helferinnen im Flügel für Syphiliskranke gelandet, nicht alle wechseln Binden und Umschläge, nicht alle haben den Schleier genommen. Wäscherin? Näherin? Tänzerin? Nutte? »Einfach eine billige Schlampe«, versicherte Michele Casagrande.

Quälende Bilder. Würde der Bart ihn zukünftig vor Übergriffen schützen? Antonio Casagrande ist davon überzeugt. Doch an diesem Morgen im April 1867, während die Frühlingsluft über die neugeborenen Blättchen streicht, verfliegt die Erinnerung an Michele Casagrande wie ein Traum beim ersten Licht. Und müsste er zwischen dem einen und dem anderen wählen, zwischen dem schönen Gesicht eines erwachsenen Mannes und einer so machtvollen Pisse wie der, die gerade ihr Lagerfeuer überschwemmt, würde Antonio Casagrande sich für die Pisse entscheiden.

Er wäre gern so groß wie der Meister, so stark wie der Meister, er wäre gern selbst der Meister. Er möchte die *Meisterlichkeit* aufsaugen wie ein Putzlappen die Nässe. Er ahnt nicht, dass dieser unbändige Wunsch, der sich in manchen Nächten in einen Albtraum verwandelt und ihn aufweckt, damit zu tun hat, dass bei seinem Eintrag im Register des Pammatone unter dem Stichwort »Vater« steht: »unbekannt«. Er wünscht sich nur, den großen, starken

Mann, den das Schicksal ihm zgedacht hat, weiter zu ergründen.

Er hat so lange auf ihn gewartet. Dutzende von Waisenknaben, Mengen von *Ausgesetzten*, Legionen von Bankerten nahmen den Weg in die Berge, aber er nicht. Die anderen würden Kühe melken, Lämmer schlachten, im Frühjahr Kartoffeln pflanzen, sie im Sommer ernten, im Herbst das Feld hacken und die Erde von Steinen befreien, im Winter Körbe flechten. Aber er nicht. Die Bauern kamen jede Woche hinunter in die Stadt, erst Markt und dann Pammatone, dort suchten sie sich die Besten aus und verhandelten über den Zuschuss.

»Mit diesen breiten Schultern wird er für zwei essen«, sagten sie zum Vorsteher.

»Mit diesen breiten Schultern wird er für zwei arbeiten«, erwiderte der Vorsteher, während er mit gerunzelten Brauen rechnete.

Sie wählten immer andere, auch wegen seinem blinden Auge. Dann kam der Meister. Gerade noch rechtzeitig, denn der Junge war schon elf Jahre alt. Auch wenn er nicht viel Ahnung von Zahlen hatte, wusste er, dass elf eins weniger als zwölf ist, und nach seinem zwölften Geburtstag würden sie ihn nicht mehr durchfüttern können. Sie würden ihn dem Leben in den grausigen Rachen werfen, und es würde ihn mit seinen Klauen zerfetzen: Hochmut, Trägheit, Wollust, Zorn, Völlerei, Neid, Geiz. So der Beichtvater bei Erledigung der wöchentlichen Pflichtübung.

Als der Meister den Saal betrat, wo Schulter an Schulter aufgereiht die Waisenknaben warteten, regnete und

stürmte es draußen. Vor dem Tisch des Vorstehers tropfte das Wasser aus dem Kraushaar auf den Bart, die Schultern, den Bauch, die Stiefelspitzen und sammelte sich zu einer Pfütze auf dem Marmorboden. Er sah aus wie ein Ungeheuer.

»Für die Größeren gibt es keinen Zuschuss«, sagte der Vorsteher.

»Was schert mich der Zuschuss! Ich brauche einen Assistenten, kein Almosen, zum Donnerwetter!«

Er sah aus wie Blaubart.

Zwei Handbreit größer als die anderen, hielt Antonio die Augen auf die Pfütze gesenkt, die sich ausbreitete, *platsch, platsch*, die tropfnassen Stiefel, *platsch, platsch, platsch*. »Da werde ich wieder putzen müssen«, dachte er. Stattdessen wurde er ausgewählt.

»Er?«, fragte der Vorsteher.

Er. So ist das Leben. Blitzschnell packte er seine Sachen – welche Sachen? –, und dann los, hinaus auf die Gasse, Piccapietra, Porta Soprana, die schwarz-weiße Kathedrale San Lorenzo, immer hinter Blaubart her. Den Blick stur zu Boden gerichtet, um das Leben nicht herauszufordern, das in den Erdgeschossbehausungen, unter den Bögen, an jeder Kreuzung lauerte. Piazza Valoria Nummer 4, schwarzes Eingangstor, dunkle Treppen, hinauf und weiter hinauf und noch weiter hinauf bis zu einem gleißend hellen Dachboden. Drinnen ein Wirrwarr von Gläsern, Fläschchen, Flüssigkeiten, Truhen, Regalen, Akten, Büchern, Gefunkel, Spiegeln, Kerzenleuchtern, Fächern, Brokatvorhängen, Säulen, Palmen, Meeres- und Gebirgskulissen und einem Geruch wie nach Staub und Gewürzen. Und ein Spinnen-

netz von Schnüren, die von der Decke herabhingen. In einer Ecke ein Paravent, ein Feldbett und ein Nachtopf. Für ihn? Für ihn.

»Der Abort ist hier draußen. Gegessen wird einen Stock tiefer, bei Giuse. Frühstück, Mittag- und Abendessen. Hier ist der Arbeitstisch, hier das Lager und hier das Archiv. Ich schlafe da drüben. Die Apparate stehen dort hinten. Der Altan gehört zum Studio. Pass auf, dass du dich nicht zu weit vorbeugst, das Geländer fehlt.«

Keine Türen, keine Zimmer, nichts von all dem, was Antonio vom Pammatone gewöhnt war: Schlafsaal, Refektorium, Direktion, Kapelle, Hof, Waschraum, Sakristei, Männer-Krankenstube, Frauen-Krankenstube, Kinder-Krankenstube, Vorratskammer, Spezerei, und dann Reihen von Betten, Bänken, alten Holztischen. Im Dachboden an der Piazza Valoria weitete und verengte sich der Raum nur dank verschiedener Vorhänge.

»Gib Acht, der Kunde muss genau hierhin. Weder weiter hüben noch weiter drüben. An die Säule gelehnt, oder auch sitzend, er darf sich bloß nicht bewegen. Das Licht fällt durch das große Fenster direkt aufs Gesicht. Der Rest des Körpers bleibt im Schatten, so sieht er aus wie ein Papst auf dem Thron.« Dann zog der Meister abrupt an einem Vorhang, der dunkler und dicker war als die anderen. »Und hier ist das *Sancta Sanctorum*.« Das Allerheiligste. Ein weiterer Arbeitstisch tauchte auf, dem ersten gleich und ebenso vollgestellt mit Fläschchen und Schüsseln. Von einem Balken hing eine mit rotem Papier abgedunkelte Lampe herunter. »Merk's dir, Wunder sind wie Sünden: Sie geschehen im Dunklen.«

Antonio hatte kein Wort verstanden. Wo zum Teufel war er hingekommen? Was war das bloß für eine Werkstatt?